

VON ANDREA TAPPER

Platte unter Palmen

Auf Sansibar stehen Wohnblocks, die einst ein Geschenk der DDR waren. Heute sind sie bei den Einheimischen beliebter denn je

Als der Imam zum dritten Mal sein Megafon einschaltet, füttert Saif Nasser, pensionierter Lehrer und Ex-Parlamentarier, die Tauben von Sansibar. Längst sind sie zu einer Plage geworden, in der Hauptstadt und anderswo auf den Inseln. Doch die Mitbewohner Nassers sehen ihm seinen Taubentick nach. Jeden Nachmittag treffen sie sich am Kreisverkehr vor dem Springbrunnen, der allerdings nur einmal im Jahr, am nationalen „Tag der Einheit“ leuchtend aufsprudelt, Beweis immerhin, dass er noch funktioniert. Auf Bänken spielen sie Domino und trinken Kaffee im Schatten des sechsstöckigen „Block 6“ in Michenzani, am westlichen Rand von Sansibar-Stadt. Hier wohnt Saif Nasser. Staub weht von der unbefestigten Sandfläche hoch, auf der das graubraune Betonungestüm steht, gesprenkelt mit schwarzen Moderflecken, Teil einer einschüchternden Gebäudefront, die vom Springbrunnen 400 Meter weit in vier Richtungen reicht: 1,6 Kilometer Platte, eine Karl-Marx-Allee der Tropen.

Urlauber, die auf dem Weg vom Strand in die Hauptstadt unweigerlich an dem Baumonster vorbeikommen, erschrecken, und manchen ist es peinlich, wenn sie vom Reiseleiter erfahren, dass die Plattenbauten eine Spende der DDR waren. Die Bewohner aber leben gerne darin.

„Ich habe hier meine erste Spültoilette gesehen“, sagt Saif Nasser, der ehemalige Mathematiklehrer, und bittet in seine Wohnung. Drei Zimmer, Küche, Bad plus zwei Balkone. Im langen, schmalen Wohnzimmer liegt ein roter Veloursteppich, Besucher dürfen sich auf eine rote Couch oder in rote Sessel fallen lassen. Ein angenehmer Luftzug weht durch Mauerschlitze von einem Oberlicht zum Balkon. „Die Wohnung ist groß und gut ventiliert“, sagt Nasser. In der Küche, einst mit E-Herd ausgestattet, kocht seine Schwester aber wieder auf einem Holzkohleofen – denn der brennt auch während einem der häufigen Stromausfälle.

Die Ingenieure Walter Ulbrichts sollten „modernen Wohnraum für die Massen“ schaffen

Wenn Nasser die Tauben füttert, kehren die jungen Frauen der Siedlung aus ihren Büros zurück nach Hause, mal in Jeans, mal verschleiert. Sie kaufen warmes Weißbrot vom Straßenhändler, Safa-H-Milch am Kiosk und Windeln bei „Kiddi Stuff“ am Kreisverkehr. Die Frauen grüßen Nasser und plaudern mit jedem in der Nachbarschaft, daran haben auch die anonymen Mietskasernen nichts ändern können.

Sansibar, Urlaubsparadies und halb so groß wie Mallorca, mit circa einer Million Einwohnern auf den zwei Hauptinseln Sansibar und Pemba, 35 Kilometer vor der Küste Tansanias gelegen – wie fand die Platte hierhin? Über Jahrhunderte prosperierte das omanische Sultanat Sansibar durch den Handel mit Gewürznelken, Sklaven und Elfenbein im Rhythmus der Monsunwinde. 1963 wurde Sansibar unabhängig von Großbritannien, 1964 kam es zur Revolution gegen den Sultan, Revolutionsführer Abeid Karume wurde erster Präsident und vereinigte die Inseln mit Tansania. Als erste Amtshandlung erkannte er die DDR diplomatisch an. Walter Ulbrichts Gegenleistung: Erschickte Ingenieure auf die tropische Insel, um in mehreren Stadtteilen „modernen Wohnraum für die Massen“ zu schaffen.

„Wir wurden zum Bau zwangsverpflichtet“, erzählt Inselhistoriker John da Silva, 75 Jahre alt, einer von vielen Einheimischen, die als Bauarbeiter rekrutiert wurden: „Karume war ein Bulldozer.“ Der Präsident war nicht zimperlich: „Die Hütte meiner Mutter wurde abgerissen, wir wurden aber mit einer Wohnung in den neuen Bauten entschädigt“, erinnert sich Saif Nasser, Jahrgang 1935. Und die neuen Bauten – die sahen genauso aus wie ihre Vorbilder in Ostberlin, nur eben mit Palmen davor. Allein die Natur setzte dem sozialistischen Größenwahnsinn sechs Grad südlich des Äquators gewisse Grenzen: „Ein Kilometer Platte in jede Richtung für 70 000 Menschen, das war geplant“, erklärt da Silva, „doch der Wind spielte nicht mit.“ Hätte man diesen Plan verwirklicht, wären ganze Gebäudeteile bald unter Staub und Sand verschwunden, die der Wind hier anweht. Deshalb ließ man etwa einen Meter breite Windschneisen zwischen den Blöcken frei, auch willkommene Abkürzungen für die Bewohner.

Faridi Himid zeigt die kleinen Trampelpfade Touristen, die er bei kulturellen Stadtrundgängen auch zu den Plattenbauten führt. Der 50-jährige Lokaljournalist ist ein sansibarischer Querdenker, der die erste Umweltkampagne „Keep Zanzibar



Karl-Marx-Allee in den Tropen: Das Viertel Michenzani am Rand von Sansibar-Stadt ist aus Beton gebaut. Nicht gerade der Stoff, aus dem Urlaubsträume sind, aber für die Bewohner leichter in Schuss zu halten als die Altstadt, in der inzwischen die meisten Häuser vom Einsturz bedroht sind. FOTO: PETER MELLER

clean“ gestartet hat. Besucher bringt er gerne aufs Flachdach der „German flats“, fast so groß wie ein Fußballfeld, nur mit einer hüfthohen Betonbrüstung geschützt. Hier ist die Platte erste Adresse: Eine kühlende Brise weht, und der Blick fällt weit über die 200 000-Einwohner-Hauptstadt auf den tiefblauen Indischen Ozean. Von hier oben betrachtet, wird die soziale Topografie der vornehmlich muslimischen Insel sichtbar: Wie ein Meer von Kieselsteinen scharen sich Tausende afrikanische Hütten um die grauen Betonklötze, zum Meer hin ragen die verschachtelten Paläste und Handlungshäuser der arabischen Altstadt in den Himmel, bröckelnd, aber immer noch beeindruckend. 85 Prozent von Stone Town, wie die Einheimischen zu dem gänzlich aus Korallenstein gebauten Viertel sagen, sind vom



Anreise: Flug mit Turkish Airlines, hin und zurück ab ca. 630 Euro; mit Condor über Mombasa ab ca. 700 Euro, www.turkishairlines.com, www.condor.de
Unterkunft: Emerson Spice, Boutiquehotel mit Insel-Antiquitäten, DZ ab ca. 150 Euro, www.emersonspice.com; The Swahili House mit lokalem Charme, DZ ab ca. 80 Euro, www.theswahilihouse.com.
Führungen: Kontakt zu Faridi Himid und John da Silva über www.emersonspice.com
Festival: „Sauti ya Busara“ findet vom 14. bis 17. Februar statt, www.busaramusic.org
Weitere Auskünfte: www.zanzibartourism.net

Einsturz bedroht, schätzen Experten: Die Rechnung der Revolutionsregierung, ähnlich wie auf Kuba den historischen Wohnraum an die Massen zu verteilen, ging nicht auf, die Maßnahme brachte Verfall statt Gerechtigkeit.

Auch darum leben die Einheimischen lieber in den Plattenbauten als in der bei Touristen so beliebten Altstadt: „Die Wohnungen in der Platte sind einfacher in Schuss zu halten“, sagt Faridi Himid, obwohl die Bewohner selbst dafür aufkommen müssen. Der permanente Reparaturbedarf hat ein ganzes Viertel von Ladenstraßen entstehen lassen. An Straßenständen türmen sich Bodenfliesen und Waschbecken aus Oman, der Supermarkt „Kwaliti Pick'n Pay“ führt Plastikschüsseln aus China und Küchendekor aus England. Was oft fehlt, ist das Geld, auch wenn der Tourismus auf Sansibar nach Angaben der Tourismus-Vereinigung Zati inzwischen 40 000 Menschen direkt und indirekt beschäftigt. Müll wird jeden Tag abgeholt und Strom im Voraus bezahlt, ein System, das sich bewährt hat. Allerdings nur, solange es Strom gibt. 2011 lag die Insel drei Monate lang praktisch im Dunkeln. „Aber Licht ist unser geringstes Problem“, sagt Plattenbauwöhnerin Felicitas Mbeyu, 32, „dafür gibt es Kerosinlampen.“ Viel schwerer wiegt im heißen Afrika der Ausfall von Ventilatoren, Klimaanlage und Wasserpumpen für die Toiletten.

Felicitas Mbeyu wohnt mit ihrer Mutter Teresa, 76, und einer Schwester in den DDR-Wohnungen der allerersten Generation im Viertel Kikwajuni, am nördlichen Rand der Stadt. Die sind nur drei Stockwerke hoch und weniger monströs als der Koloss von Michenzani. Die ewigen Wasserprobleme hat sie durch einen Tank mit Diesel-Pumpe gelöst. „Wir leben zentral und sicher hier“, sagt die Hotelangestellte. Ihr einziger Wunsch: „Die Deutschen sollten mal wieder kommen und renovieren.“ Dass diese Zeiten vorbei sind, weiß Saif Nasser besser, der bis 1990 fünf Jahre für

die sozialistische Einheitspartei im Parlament saß. Er kauft sein Toiletten- und Waschwasser, wenn die Pumpen versagen, von fliegenden Händlern, je Kanister für umgerechnet 25 Cent.

Waren die Bauten mal Funktionsprivileg? „Ja und nein“, sagt der Bauingenieur Ramadhan M. Bakari, der eine Art staatlicher Hauswart für die Blocks ist. Sein kleines Büro liegt in einer grünen Oase am Kreisverkehr von Michenzani. Sorgfältig angelegte Blumenbeete, schattenspendende Bäume: Größer könnte der Unterschied zur staubigen Umgebung der Hochhäuser kaum sein. Drei Gruppen von Bewohnern definiert der Ingenieur: Familien, die für ihre abgerissenen Häuser kompensiert wurden, „verdiente oder verarmte Bürger“, die umsonst eine Wohnung erhielten, und Familien, die Wohnungen zu subventionierten Preisen für weniger als zehn Euro pro Monat mieten. Mittlerweile sind aber fast alle Wohnungen privatisiert. Und wer einmal eine bekommen hat, vererbt oder vermietet sie meist weiter. In allen DDR-Bauten der Insel sollen etwa 20 000 Bewohner leben. „Ein neuer Anstrich wäre Regierungssache“, sagt Bakari. „Wir sind dabei, das Miet- und Wartungssystem neu zu strukturieren.“ Doch der Wandel im exsozialistischen Land geht langsam voran.

Wer einmal eine Wohnung in einem der Betonklötze bekommen hat, vererbt sie weiter

Die baufällige Altstadt mit ihren verzierten Holztüren und filigranen Dachterrassen sowie die verwahrlosten Plattenbauten sind Symptom derselben Misere: Das alte System ist am Ende, das neue muss sich noch finden auf der Insel, die vom Gewürzexport und zunehmend vom Tourismus lebt. In der Altstadt, die seit 2000 unter Unesco-Schutz steht, bedarf es privater Investoren, um das historische Erbe zu retten. In arabischen Palästen und indischen Handelshäusern eröffnen zwar schicke Boutique-Hotels, aber „nur Hotels sind auch keine Lösung“, findet da Silva.

Die Betonhäuser dienen als schräge Kulisse, fehlplatziert, aber irgendwie auch authentisch, wenn alljährlich im Februar mit Pauken und Trompeten eine Straßenparade beim Musikfestival „Sauti ya Busara“ durch die Stadt zieht. Dann sitzt Saif Nasser bei seinen Tauben, Felicitas Mbeyu winkt am Straßenrand und Faridi Himid sammelt Abfall mit seiner kleinen Aktivistengruppe. Clowns balancieren auf Stelzen, die Polizei-Blaskapelle trägt Hüte aus Bananenblättern und der Springbrunnen speit Wasser. Dann ist die tropische Platte, was sie mal sein sollte, das Zentrum einer kleinen Insel im Indischen Ozean.

Weißer Flecken am Fluss

Richard Grant eifert in Ostafrika alten Entdeckern nach und landet in der Gegenwart

So schön hat es sich Richard Grant ausgemalt: Wie große Entdecker des 19. Jahrhunderts will auch er einen weißen Fleck auf der Landkarte beseitigen, indem er als Erster den Malagarasi-Fluss in Tansania von der Quelle bis zur Mündung befährt. Wenn alles klappt bei diesem Abenteuer, bringt es Ruhm und Ehre. Doch es klappt überhaupt nichts. Und wenn doch einmal etwas klappt, dann erst viel später als geplant. Die politische Lage an der Quelle des Malagarasi ist zu gefährlich, um dort die Reise zu beginnen. Und wegen wilder Flusspferde, unwegsamer Natur und unnachgiebiger Beamter ist auch alles Weitere eine lange Reihe von Kompromissen.

Grant findet seine Abenteuer an ganz anderen Orten, als er erwartet hatte. Zum Beispiel in einem Nachtclub in Burundi: Dort nimmt ihn ein Gangster in die Zange und will mit ihm für die Zukunft seines Landes beten. Der Reisebericht lebt vor allem von den oft skurrilen Begegnungen, die Grant detailliert beschreibt. Der Autor heftet sich Einheimischen an die Fersen, sie zeigen ihm einen Teil ihrer Lebenswelt – für Grant die eigentliche Terra incognita im Afrika des 21. Jahrhunderts.

Der Autor romantisiert nicht, er gibt zu, wenn ihm etwas zu schaffen macht oder ihn sogar abtöbt. Wo er auch hinkommt, fordern Fremde Geld von ihm, und er wird prinzipiell auf morgen vertröstet. Und die zahlreichen Hilfsorganisationen führen in seinen Augen das Werk des Kolonialismus fort, nur weniger effektiv. Grant bemüht

sich, eine afrikanische Perspektive einzunehmen und die eigenen Denkmuster zu hinterfragen – manchmal scheinen sie trotzdem durch. Etwa wenn er zwischen traditionellen und modernen Afrikanern unterscheidet und dabei doch wieder westliche Maßstäbe ansetzt.

Der Bericht leitet nicht auf ein bestimmtes Ziel hin, Grant erzählt einfach von den alltäglichen Begebenheiten. Diese Fülle oft zufälliger Eindrücke spiegelt die Expedition am besten wider. ANNA OECHSLEN

Richard Grant: Meine Bar in Sansibar. Durch Ostafrika zu den Quellen des Nil. Aus dem Englischen von Frank Auerbach. Malik/National Geographic, München 2012. 380 Seiten, 14,99 Euro.



Mit Emirates ab €969* Australien entdecken.

Fliegen Sie täglich von Düsseldorf, Frankfurt, Hamburg und München über Dubai nach Adelaide, Brisbane, Melbourne, Perth und Sydney und genießen Sie unseren preisgekrönten Service.

Hello Tomorrow Emirates

Weitere Informationen auf Australia.com/de/Australien-mit-Emirates oder in Ihrem Reisebüro.

THERE'S NOTHING LIKE AUSTRALIA



ERLEBEN SIE AUSTRALIENS OUTBACK AUF AUSTRALIA.COM

*Das Preisangebot ab €969, einschließlich Steuern und Gebühren, ist gültig für einen Hin- und Rückflug von Hamburg nach Perth in der Economy Class. Buchungszeitraum ab sofort bis 28.02.2013, Reisezeitraum 31.03. bis 21.06.2013 (letzter Abflug). Sondertarife nach Adelaide, Brisbane, Melbourne und Sydney wahlweise ab Düsseldorf, Frankfurt und München sind ebenso verfügbar. Begrenztes Sitzplatzangebot. Es gelten die Emirates AGB.